Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 19 (1939-1940)

Heft: 1

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 27.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Kultur-und Zeitfragen

## heimliche heimat.

Als vor einigen Jahren eifrige Patrioten auf dem zeitgemäßen Wege des Preisausschreibens eine schweizerische Nationalhymne suchten, kam wohl den und jenen
ein wehmütiges Lächeln an. Denn wir haben ja längst ein schönes und auch
volkstümliches Lied der gewünschten Art. Nur wissen wir's nicht, obschon dieses
innigste unsrer vaterländischen Lieder jedem Schulkinde bekannt ist: das Rütlilied mit seiner unvergleichlich ergreisenden Melodie und seinem echt eidgenössischen
Gehalt. Welchem Schweizer in der Fremde kämen nicht die Tränen, wenn er die
Worte singen hört von "dem stillen Gelände am See", unserm schönsten Bergsee,
"genährt vom ewigen Schnee", wo die "Bäter zusammenstanden sur Freiheit und
heiliges Recht"? Könnte es heute ein "aktuelleres" schweizerisches Vaterlandslied geben? Aber niemand anerkennt es als solches, wie das für unser Geschlecht
mit seinen hundert auseinanderstrebenden Interessenichtungen bezeichnend ist.
Darum läßt man ein neues Nationallied — machen, natürlich: ein neues!

Doch es ist wohl eine allgemeine Erscheinung, daß man sein Bestes, sein Ureigenstes nicht schätt, ja nicht einmal erkennt. Das wird aber zur Gesahr, wenn eine größere Gemeinschaft, ein Bolk, in Zeiten des Umbruchs aus diesem Grunde stemden Einstüßsen zu leicht erliegt. Solche Einwirkungen drohen uns jedoch heutzutage nicht nur von Norden. Mit dem hauptsächlich aus angelsächsischen Landen hereinwogenden Sportbetrieb und Sektenwesen medizinischer und religiöser Artschleicht sich bei uns weit mehr Artsremdes ein, als uns gemeinhin dewußt ist. Ja, angesichts der unisormierten Sportlerbataillone in unsern Sonntagszügen wie angesichts einer gewissen politischen und "mondänen" Presse muß man sich besorgt fragen, wie weit diese geistige oder vielmehr ungeistige überfremdung schon gediehen sein mag, wie viele unser 3½ Millionen Bürger noch altererbtes, grundechtes Schweizertum in Wesen und Denken verkörpern. Denn — darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben — die Erhaltung bloß der äußeren Formen unseres staatlichen Mechanismus verbürgt alsein noch nicht den Bestand schweizerischen Geistes.

Rein, für die Unverwüstlichkeit guter, ferniger Schweizerart muffen noch andere, tiefer wurzelnde Zeugniffe ins Feld geführt werden konnen. Gines der wichtigsten ist sicherlich die Sprache, ober, wenn man das lieber hören will: die in ihr zum Ausbruck kommende Denkart. Zwar trifft man in unserm Lande der vier Sprachen nur geringes Berftanbnis für die ungeheure, juggeftib einigende Rraft ber Sprachgemeinschaft, wie fie alle unfre großen Nachbarftaaten als unbestreitbaren Borzug besitzen. Und doch verdanken auch wir dem sprachlichen Zusammenhalt viel von unserm Eigensten. Im Gegensatz zu unsern Nachbarnationen aber geht diese bindende Kraft bei uns aus von einem allgemein anerkannten und verpfliche tenden Föberalismus ber Sprache, den Mundarten, die wesenerhaltend gewirkt haben und noch wirken, jedoch nur in den deutsch und romanisch sprechenden Landesteilen recht lebendig geblieben find. Die "Schwizertüütschbewegung" ist darum von einem durchaus richtigen Gedanken oder Gefühl ausgegangen. Rur barf man auf biesem Gebiet bes sprachlichen Wildwuchses nicht mit der Bedenschere und wissenschaftlichen Baumichulmethoden eingreifen, wenn die Mundart nicht entarten oder gar absterben soll wie ein ins Gemächshaus verpflanztes Alpenveilchen. (Soffentlich geht es nach der offiziellen Bermehrung der "Landessprachen" nun nicht bem Romanischen gleich wie bem vom Gartner verpflangten Gbelweiß!) Auch burfen sich unfre akademisch gebilbeten und überbelesenen Großstädter nicht dem Bahne hingeben, die berufenen Mundartkönner und

-Pfleger zu jein. Der verstorbene Leiter des Idiotikons, Prof. Bachmann, hatte jie rasch eines andern belehrt.

In diesem Punkt soll sich der Städter bescheiden und "dem Bolk aufs Maulschauen". Glücklicherweise braucht man aus unsern größern und kleinern Städten noch gar nicht weit hinaus zu wandern aufs Land, um ein unverwaschenes, köstlich srisches (nicht etwa nur gröberes) Schwyzertüütsch zu hören, bei dessen Klang einem das Herz aufgeht. Da ist unsere heimliche Heimat, da enthüllt sich echte Schweizerart. Die oft wiederholte Begründung der Schweizer Heimatliebe mit der "Schönheit" unserer Landschaften ist wohl eine Errungenschaft des sentimentalen Jahrhunderts um Rousseau und, vor allem aus, ein städtisches Produkt. In dieser Hinschunderts um Kousseau und, vor allem aus, ein städtisches Produkt. In dieser Holk müssen wir bekanntlich sogar Gottsried Keller widersprechen. Wer unser Bolk auf dem Lande, besonders aber im Gebirge, auch nur einigermaßen kennt, weiß, wie fremd ihm noch heute eine solche Einstellung ist. Und das ist ganz natürlich. Wie sollten die Augen des Bergbauern nicht mit größerm Wohlgefallen auf Alpweiden als auf dem "schönsten" Gipfelschnee ruhen, der ihn um gewaltige Weidesschaft verkürzt und ihm gelegentlich Ställe und Vieh zerschmettert! Überbies hat die Natur auch andern Nationen eine schöne Heimat geschenkt.

Dagegen ist die Liebe zur "Freiheit", zur persönlichen Unabhängigkeit ohne Zweisel als ein eigentliches Merkmal des eidgenössischen Charakters anzusprechen. Aber dieses ist im Grunde genommen eher negativer Art als eine unverkennbare Abneigung gegen unterwürfiges Wesen, gegen Servilismus in jeder Form. (Daher auch die geringe Eignung der jungen Schweizerin zur Dienstbotenarbeit.) In unserer Zeit der vorherrschenden, ganze Erdteile in ihre Fesseln schlagenden Wirtschaftsfragen und des steigenden Steuerdrucks ist diese persönliche Unabhängigkeit freilich von starken thrannisierenden Kräften eingeschränkt, aber sozusagen mehr untereirdisch, unsichtbar.

Rein bejahend und daher im tiefsten erfreuend, nährend, zusammenschließend ist dafür die Anhänglichkeit des Schweizers an seine angestammte Mundart. Diese hat gottlob ein zäheres Leben gezeigt, als man ihr noch vor einem halben Jahr-hundert zusprechen wollte. Und sie wird sich auch weiterhin halten, nicht unter Gewächshausglas und in künstlich erhister Luft, nicht mit Hilse von Bereins-beiträgen und Diskussionsabenden in der Stadt. Sondern dadurch, daß auch unsere Gebildeten ernstlich, nicht bloß zum Schein, Anteil nehmen an dem naturhaften Sprachleben der Heimat. Für sie gilt es, zunächst einmal seinhörig zu lauschen und zu sernen von der sprachlichen Echtheit und Kraft, die sich undewußt gibt, wie sie undewußt empfangen hat von den Alten; gilt es, die tiese, alsem Angelernten überlegene Weisheit des Volksmundes zu erkennen und anzuerkennen.

Es ist ein verbreiteter Aberglaube unster Städter, ganz rein schweizerdeutsch spreche "eigentlich" niemand mehr, und das Idiotikon sei ein Herbarium ausgestorbener Sprachsormen, sei ein Altertumsmuseum. Diese Meinung ist vielleicht verschuldet durch die zumal in den ersten Bänden gar zu zahlreichen und aussührslichen Zitate aus älteren Schriftstellern. Die Betreuer des großen Werkes können auch in der Berücksichtigung der mündlichen Aberlieserung nie genug tun. Aber wie unübersehdar viel ist in dieser Schatkammer gesammelt! Könnte es für einen ins Ausland versetzen Deutschschweizer eine köstlichere Herzensweide geben, als in diesen äußerlich so schlichten — verglichen mit dem gefällig ausgestatteten welschschweizerischen Idiotikon vielleicht zu schlichten — Bänden zu blättern und in diesem Reichtum altererbten Sprachgutes zu schwelgen und sich so "daheim" zu sühlen! Wüßte man "höheren Ortes" die ganze nationale Bedeutung dieses Hortes zu schwelgen, man würde keine Gründe sinden, die öffentlichen Mittel zu seiner Ausnung zu schmälern.

Und wie froh wird man über der Erfahrung, daß noch viel mehr von dieser sprachlichen Tiese und Kraft lebendig ist, als die gelegentlichen Benutzer des Werkes ahnen mögen! Und jene, die da nach dem kommenden, dem "großen" schweizer=

ibeutschen Poeten Ausschau halten, dürsten sich erst einmal die Mühe nehmen, das, was da und was geleistet ist, gründlich anzusehen, vor allem sich vertraut zu machen mit den Schätzen uralter, volkhafter Poesie, die in unserer Mundart niedergelegt, eingebettet sind wie Diamanten im Goldschmuck. Kein Kunstdichter wäre je so reich an Ersindung, an Ausdrucksvermögen. Unsere Sammlungen von Bolksliedern, Märchen, Sagen, Kätseln, Sprichwörtern sind nicht bloß eine Angelegensheit sür Bolkstundler und etwa noch für die Jugend. Auch unser großes Lesepublikum, insbesondre wer über die schweizerdeutsche Sprache und Sprachbewegung schreiben und reden will, hat allen Grund, sich heradzulassen zu den Quellen unserer besten nationalen Kraft. Überall glitzern darin Goldadern auf.

Die Liebe zu unserer Mundart legt uns aber auch eine Verpflichtung auf: der Bolkssprache bewußt Treue zu halten, sie nach Möglichkeit unvermischt und unverfälscht zu bewahren, immer wieder zurückzukehren zu den "Müttern" (und Bätern), zurückzukehren zum Echten, überkommenen, wie es unsere Vorsahren uns überliesert, die uns an Heimat= und Uhnentreue, an Fleiß und Wagemut (bei der Besiedlung unseres Landes), vor allem aber an sprachschöpferischer Kraft weit übertrossen haben. Ihnen zu Dank, aber auch unserm Volkstum zuliebe sollten wir uns entschlossen wehren gegen das Eindringen fremder modischer Redeweise, sollten wir uns auch nicht zufrieden geben mit dem ungefähren, landläufig-obersslächlichen Klang. Denn entartete, überfremdete Mundart wäre vernachlässigte, mißachtete Heimat.

## Bücher Kundschau

## Aus der Werkstatt Ferdinand Hodlers.

C, A. Loosli: "Aus der Bertstatt Ferdinand Hodlers". Berlag Birthauser, Basel 1938.

Ferdinand Hobler ist einer der hervorragendsten Künstler, welche die moberne Schweiz zu Tage gesördert hat. Wenn schon viele Jahre seit seinem 1918 ersolgten Tode vergangen sind, so wohnt seinem Werke immer eine Jugendsrische inne, die unmittelbar auf uns wirkt. Je mehr Rückblick wir seinem Schaffen gegenüber gewinnen, desto mehr sind wir uns der Größe seines Genius bewußt. Hobler hat die schweizerische Malerei mit lebendigem Odem durchdrungen. Er hat sie als erster unter den Modernen einem monumentalen Stil entgegengesührt. Durch die tiese Menschlichkeit seines Fühlens hat er seine Eigenart zum Ausdruck allgemeingültiger, ewiger Werte erhoben. In einem Künstler von solchem Ausmaß muß ein denkender Mensch geistig rege gewesen sein, muß ein starker Wille unausgesetzt dem gesteckten Ziele entgegengeeilt sein. Einen solchen Maler in seinem beruslichen Leben näher kennen zu lernen, ist ein Bedürsnis aller, denen seine Kunst zum ergreisenden Erlebnis geworden ist.

C. A. Loosli hat es unternommen, an Hand von gesammelten Notizen und persönlichen Erinnerungen (er war zwanzig Jahre mit Hodler befreundet) uns

mit seinen Arbeitsmethoden vertraut zu machen.

Der Versasser führt uns zunächst in das Atelier Barthélemh Menns in Gens, wo Hobler den höhern, geistig durchbrungenen Unterricht erhielt, der sein Künstlertum zur Entsaltung brachte und ihn zu einem wohl überlegten malerischen Stil sührte. In einem Kapitel über "Begabung und Berufung zur Künstlerschaft" spricht sich Hobler dahin aus, daß mit bloßer Begabung noch nichts erreicht sei. Durch leidenschaftliche Hingabe an seinen Beruf müsse der Künstler seine Gaben zur Entsaltung bringen. Derzenige aber, der sich seinem Malerberuf mit ganzer Seele widme, betrete eine ihm eigene Bahn, die ihm oft Anhänger hergebrachter Anschauungen entsremde. Sei er aber in Wirklichseit Künstler, so verdichte er seine Besonderheiten im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung. Wenn dann sein Schaffen